

»Die Poesie liegt 200 Jahre nach Brentano und von Arnim noch immer auf der Straße. Man muss dafür nur einen Blick haben.«

Interview mit Manfred Metzner zum 40-jährigen Bestehen des Verlags Das Wunderhorn

Als der Heidelberger Verlag Das Wunderhorn 2012 mit dem Preis der Kurt-Wolff-Stiftung ausgezeichnet wurde, sagte der Literaturkritiker Ulrich Greiner in seiner Laudatio: »Wenn ich mir die Liste der Autoren des Verlags anschau, eine wahrhaft grandiose Liste, wenn ich die beeindruckende Reihe der Fotobände und Ausstellungskataloge sehe [...], dann muss ich feststellen: Es handelt sich beim Wunderhorn Verlag keineswegs um einen aparten Kleinverlag, der Schatzgräberei betreibt. Nein, es handelt sich wahrhaftig um einen Großverlag.« Dieser kleine Großverlag wurde 1978 von Angelika Andruchowicz, Manfred Metzner und Hans Thill gegründet und erhielt im Juni 2018 zum zweiten Mal den baden-württembergischen Landespreis für literarisch ambitionierte Kleinverlage. Überzeugt war die Jury von dem verlegerischen Gespür und dem Mut zum Neuen, lobte das kontinuierlich gehaltene literarische Niveau in einer im Umbruch befindlichen Zeit.

Ulrich Rüdener hat sich in den Verlagsräumen in der idyllischen Heidelberger Weststadt mit Manfred Metzner getroffen. Metzner wuchs am Bodensee auf, studierte in Heidelberg Jura, war lange in der Lokalpolitik tätig und ist bis heute umtriebig in der regionalen Kulturszene. Ihm geht es um Austausch, um Übersetzung, um Dialog; Lyrik bildet einen Schwerpunkt des Verlags, der andere ist die Beschäftigung mit der sogenannten Peripherie: Die Reihe »AfrikaWunderhorn« stellt Bücher junger afrikanischer AutorInnen in erster deutscher Übersetzung vor, und auch der Literatur des Maghreb widmet sich der Verlag seit langer Zeit. Ebenso finden sich im Verlagsprogramm Künstlereditionen, Sachbücher oder Fotobände und neben vielfältigen internationalen Kooperationen spielt die Auseinandersetzung mit der Geschichte Heidelbergs und der Region weiterhin eine bedeutende Rolle.

Auf dem Plakat zum Verlagsjubiläum findet sich ein Zitat des surrealistischen Autors Philippe Soupault: »Die Welt ist groß und ihr werdet nie ankommen.« Es lässt sich aber schwerlich behaupten, dass Wunderhorn im Literaturbetrieb nicht angekommen sei, oder?

Als Verlag ist Das Wunderhorn gewiss angekommen, aber wir als Verleger sind es nicht. Wir sind immer noch auf der Reise zu neuen Entdeckungen, zu neuen Autorinnen und Autoren, zu mehr Poesie auf dieser Welt.

Ist das auch Ihre Definition vom Verlegerdasein?

Für gute Verleger gilt das sicher. Die geben sich nie mit dem zufrieden, was sie verlegt oder erreicht haben. Neugier, Lust auf Entdeckungen, das Imaginäre, Opazität, die Identität als Wurzelgeflecht und nicht als eine Wurzel, das prägt uns seit 1978. Die Chaos-Welt, dabei handelt es sich um die Mischung der Kulturen, in der das Welt-Ganze sich heute verwirklicht.

40 Jahre sind eine lange Zeit, da braucht es Durchhaltevermögen. Gab es Momente, wo Sie dachten: Auf was haben wir uns da eigentlich eingelassen?

Nein, nicht unbedingt. Die Verlagsgründung war ja eine sehr bewusste Entscheidung nach den wilden 70er



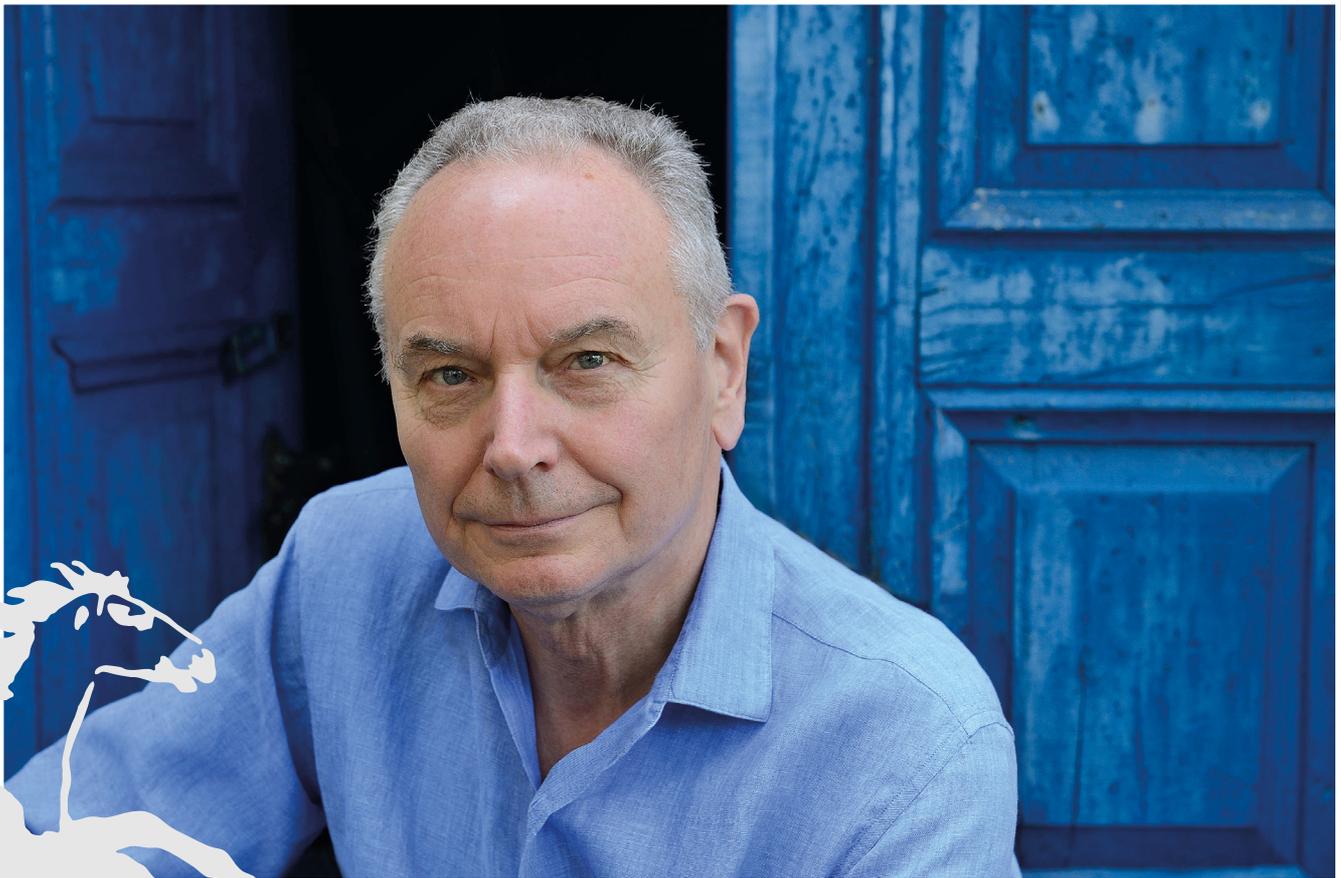


Foto: © Isolde Dhlbaum

Jahren, in denen wir im kulturellen Bereich sehr aktiv gewesen waren – wir gehörten zur undogmatischen Linken in Heidelberg, haben Zeitschriften, Kinoarbeit, Theater und Literatur gemacht. Da war eine Offenheit entstanden, die dann in den Verlag eingegangen ist. Kultur als gesellschaftsveränderndes, emanzipatorisches Signal. Diese Öffnung zur Kultur generell, zu Literatur und Poesie war nach 1968, als alles doch sehr verhärtet und dogmatisch blieb, übrigens nicht selbstverständlich. Für uns aber lebensnotwendig. Bis heute.

Wie kam es zum Namen des Verlags?

1805 erschien in Heidelberg der erste Band von *Des Knaben Wunderhorn*, die erste Volkslieder-Sammlung. Clemens Brentano und Achim von Arnim hatten damals Annoncen in den Zeitungen geschaltet und die Bevölkerung um überlieferte Gedichte gebeten. Wenn man in den 1970ern ins Kurpfälzische Museum gegangen ist, lag in der allerhintersten Ecke die Erstausgabe von *Des Knaben Wunderhorn*. Das war ein Symbol dafür, wie sich Heidelberg mit seiner eigenen literarischen Geschichte beschäftigt hat: verstaubt, versteckt, man hat damit nichts zu tun haben wollen. Man wollte diese Stadt ausschließlich unter dem Tourismus-Romantik-Aspekt verkaufen. Und da fanden wir es sehr subversiv, uns diesen Namen zu geben. Brentano und Arnim und das ganze Umfeld der Romantiker waren ja anfangs auch Sozialrevolutionäre gewesen, eigentlich waren sie frühe Grüne: Die sind raus in die Natur, haben Naturgedichte

geschrieben, fühlten sich wohl, sind wandern gegangen. Und haben sich zugleich für die Poesie interessiert, die sprichwörtlich auf der Straße lag.

Die beiden Mottos Ihres Verlags – »Die Poesie liegt auf der Straße« und »Die Erneuerung der Literaturen kommt aus den Peripherien und nicht aus den Metropolen« – haben also stark mit den emanzipatorischen Bewegungen der 70er Jahre zu tun. War es zu Anfang schwierig, Autoren zu finden?

Über unsere Zeitschrift *Carlo Sponti – Die Zeitschrift für das Leben davor* hatten wir bereits ein Netzwerk. Wir standen in Kontakt mit Herbert Achternbusch, mit Alexander Kluge, mit Menschen aus allen kulturellen Sparten. Wir hatten viele Anbindungen nach Berlin, nach München und zu den dortigen undogmatischen Gruppen. Über mich gab es enge Verbindungen nach Südfrankreich, weil ich lange in der okzitanischen Unabhängigkeitsbewegung tätig gewesen war. Diese Unabhängigkeitsbewegungen damals waren Ausdruck der Suche nach kultureller Identität. Es herrschte eine Aufbruchsstimmung. In Frankreich war das sehr deutlich zu spüren. Die emanzipatorischen Bewegungen dort hatten viel stärker mit Kultur zu tun als hierzulande, mit Film, mit Literatur, mit Jazz, und wir konnten bei der Verlagsgründung davon profitieren, dass wir Schriftsteller, Dichter, Filmemacher aus dieser Szene kannten. Unser erster großer Erfolg kam über diesen Weg zu uns: Jean Carrières *Der Sperber von Maheux*.



Manfred Metzner, Angelika Andruchowicz und Hans Thill, 1985 (links), mit der Übersetzerin Beate Thill sowie den Autoren Édouard Glissant und Lothar Baier (rechts)

Erinnern Sie sich an das allererste Programm?

Wie könnte ich das vergessen! Die ersten beiden Bücher waren Lyrikbände: Michael Buselmeiers *Nichts soll sich ändern* und Jörg Burkhard's *In Gauguins alten Basketballschuhen*. Und es erschien noch ein drittes Bändchen, nämlich *Wunsch und Revolution* von Félix Guattari. Mit diesen drei Titeln war eigentlich das ganze Projekt schon formuliert. Und das Programm, das sich darin spiegelt, gilt bis heute.

Dass die Erneuerung aus der Peripherie kommt, das bildete sich ebenfalls bald in Ihren Veröffentlichungen ab.

Es war ein Glücksfall, dass Anfang der 80er Jahre die Schwester von Hans Thill, die in Freiburg in einer Dritte-Welt-Initiative gearbeitet hat, eine Karibikreise unternommen und auf Martinique Édouard Glissant, den großen Kulturphilosophen, kennengelernt und uns begeistert davon erzählte hatte. Glissant, der für den postkolonialen Diskurs enorm wichtig wurde, war damals nur Insidern bekannt. Seit 1983 haben wir seine Bücher verlegt und über den Diskurs mit ihm haben wir dann weitere Autoren aus der französischsprachigen Karibik und aus dem Maghreb kennengelernt und verlegt.

Es gab zu dieser Zeit eine weitere für den Verlag sehr wichtige und wegweisende Begegnung.

Sie spielen auf den Surrealisten Philippe Soupault an. Seine Frau, die Bauhaus-Schülerin Ré Soupault, und ihn lernten wir 1981 in Heidelberg kennen. Ich stellte mich ihm als Jung-Verleger vor und erläuterte, dass es nichts von ihm auf Deutsch gäbe. Er guckte mich an und sagte: »Junger Mann, ich würde Ihnen nicht raten, mein Verleger zu werden – alle meine deutschen Verleger haben Konkurs gemacht. Aber wenn Sie sich nicht abhalten lassen, kommen Sie uns nächste Woche in Paris besuchen.« Ich bin natürlich nach Paris gefahren, und so entstand die Philippe-Soupault-Werkausgabe. Später folgten die Fotografie-Bände und Erinnerungen von Ré Soupault. Daraus entwickelte sich eine wunderbare, sehr enge Freundschaft.

Machten diese frühen einschneidenden Begegnungen Mut, weitere Projekte anzugehen?

Glissant, auch der Islamtheoretiker und Philosoph Abdelwahab Meddeb und die beiden Soupaults schätzten

unsere Arbeit. Sie sind nicht zu anderen Verlagen gegangen, obwohl sie von ihrer Qualität, von ihrer Wichtigkeit her jederzeit bei großen Verlagen hätten publizieren können. Ihre Unterstützung hat uns Mut gemacht. Sie haben gesagt: »Macht weiter, Ihr seid auf dem richtigen Weg. Die Diskussionen brauchen wir, die wir über Euren Verlag jetzt führen können.«

Nun ist der Mut das eine. Das andere sind die sich verändernden Bedingungen. Die gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen haben sich seit den 70er Jahren enorm gewandelt. Wie kann sich ein Verlag wie Das Wunderhorn da behaupten?

Es funktioniert nur über den wieder etwas erstarkten unabhängigen Buchhandel, über Präsenz in den sozialen Medien, bei kleineren Buchmessen in Literaturhäusern etc., sehr gute Vertriebsstrukturen und noch mehr persönliches Engagement. Der unabhängige Buchhandel ist unser natürlicher Verbündeter, wir müssen noch enger zusammenarbeiten. Es muss in der Gesellschaft wieder eine neue Gesprächskultur und ein Bewusstsein dafür entstehen, was gute Literatur ist, was qualitätvolle Buchausstattung heißt. Ich sehe da durchaus Potential in Zeiten der Versmartenphonisierung.

Auch für die Poesie, die ja doch im Buchhandel ein Schattendasein fristet, in ihrem Verlag aber breiten Raum einnimmt?

Selbstverständlich. Zwei große Projekte unseres Verlags widmen sich der Lyrik: »Poesie der Nachbarn« zusammen mit dem Künstlerhaus in Edenkoben und »VERSSchmuggel« zusammen mit dem Haus für Poesie in Berlin. Daneben publizieren wir die Reihe »Internationale Poesie« und Einzeltitel. Unsere Backlist hat ca. 580 überwiegend lieferbare Titel, davon sind ungefähr 25 Prozent Lyrik. Es geht uns um Vielheit und den Austausch von Sprachen und Kulturen. Die Poesie liegt eben – auch 200 Jahre nach Brentano und von Arnim – noch immer auf der Straße. Man muss dafür nur einen Blick haben.

Die Fragen stellte Ulrich Rüdener.